



Phil Mailer

PORTUGAL

**Die unmögliche
Revolution?**

Aus dem Englischen
von Anke Fusek und Felix Kurz

Edition Nautilus



Phil Mailer (alias Phil Meyler) wurde 1946 in Dublin geboren und lebt in Irland und Portugal. Er war bis 2010 jahrelang Lehrer für benachteiligte Jugendliche in Portugal, den USA und Irland und ist Übersetzer aus dem Portugiesischen.

Anke Fusek übersetzt für politische Initiativen aus dem Englischen, insbesondere für den Blog [communaut.org](https://www.communaut.org).

Felix Kurz übersetzt Essays, Sachbücher und wissenschaftliche Literatur aus dem Englischen und Französischen. Für die Edition Nautilus hat er zuletzt *Der wilde Sozialismus* (2019) von Charles Reeve, *Göttin der Anarchie. Leben und Zeit von Lucy Parsons* (2023) von Jacqueline Jones und *Platz nehmen. Gegen eine Architektur der Verachtung* (2023) von Mickaël Labbé ins Deutsche übertragen.

Phil Mailer

PORTUGAL

Die unmögliche Revolution?

Aus dem Englischen
von Anke Fusek und Felix Kurz

Edition Nautilus

Die Originalausgabe des vorliegenden Buches erschien unter dem Titel *Portugal: The Impossible Revolution?* © 2012, PM Press.
Eine frühere Ausgabe erschien 1977 bei Solidarity, Großbritannien/
Black Rose, Kanada/Free Life Editions, USA.

Die vorliegende Ausgabe weicht an einigen Stellen vom englischen Original ab und folgt stattdessen der von Luís Leitão angefertigten portugiesischen Übersetzung, erschienen 2018 bei Antígona Editores (Lissabon), für die der Autor selbst einige Änderungen am Text vorgenommen hat. Für Hilfe beim Entziffern der fraglichen Passagen danken Übersetzerin und Übersetzer Pascal Kunz.

Edition Nautilus GmbH
Schützenstraße 49 a
D - 22761 Hamburg
www.edition-nautilus.de
Alle Rechte vorbehalten
© Edition Nautilus GmbH 2024
Deutsche Erstausgabe März 2024
Umschlaggestaltung: Maja Bechert
www.majabechert.de
Satz: Corinna Theis-Hammad
www.cth-buchdesign.de
Covermotiv: © Centro de Documentação 25 de Abril
Autorenporträt auf S. 2: © PM Press



Druck und Bindung:
CPI – Clausen & Bosse, Leck
1. Auflage
ISBN 978-3-96054-350-3

INHALT

Vorwort

I Die erste Woche

Tag 1: Donnerstag, 25. April 1974 • Tag 2: Freitag, 26. April • Tag 3: Samstag, 27. April • Tag 4: Sonntag, 28. April • Tag 5: Montag, 29. April • Tag 6: Dienstag, 30. April • Tag 7: Mittwoch, 1. Mai

II Die ersten drei Monate

Einschätzung der Lage • Streiks bei Timex, Sogantal, Mabor, CTT • Die ausgefallene Kulturrevolution • Der Zusammenbruch der Ersten provisorischen Regierung

III Die ersten sechs Monate

Die Rückkehr in die Realität • TAP, Lisnave und andere wichtige Auseinandersetzungen • Das Antistreikgesetz und das Wiedererstarken der Rechten • Der 28. September • Die Dritte Provisorische Regierung

IV Der Aufschwung der Kämpfe

Die Komitees • Die Gewerkschaftsfrage • Die Entstehung der Inter-Empresas

V Die Kämpfe auf dem Land

Die Struktur der Landwirtschaft • Erste Konfrontationen • Landbesetzungen

VI Das politische Schachbrett

Die Rechte • Die Mitte • Die Linke • Die Polarisierung

VII Die MFA – Die Bewegung der Streitkräfte

Anfänge • Der 25. April 1974 • Die Komitees der Soldaten und Matrosen • Welche politische Rolle für die MFA? • Der 11. März 1975

VIII Städtische Kämpfe – 185

Die Besetzungen • Häuserkämpfe • Die »Inter-Comissões«, CRAM, SAAL und die Barackensiedlungen • Machismo und Frauenbewegung

IX Jenseits von Wahlen und Parteien

Wahlarithmetik • »Volksmacht« und Militär • Die Ereignisse um die *República* und Rádio Renascença • Militärs und Maoisten

X Die große Partei der Parteilosen

Autonome Arbeiterkämpfe • Die Inter-Empresas und die Gewerkschaften • Die »Revolutionären Arbeiterräte« • Die Bewegung der Kooperativen • Landbesetzungen

XI Die Krise der Macht

Rückschlag im Norden • Auf dem Weg zum Staatskapitalismus • Die Krise und die Entstehung der »Gruppe der Neun« • Die Sechste Regierung und der Aufstieg der »Gruppe der Neun«

XII Die Situation in der Klasse

Volkssammlungen • Das Alltagsleben in den Kooperativen • Jenseits lokaler Arbeiterkomitees?

XIII Ein Land außer Kontrolle

Die Medien der Macht und die Macht über die Medien • Die Fraktionen im Militär • Die Lage spitzt sich zu

XIV Der 25. November

XV Eine Bilanz

Chronologie

Glossar

Anmerkungen

Bildnachweise

VORWORT

Am 25. April 1974 beendete ein Militärputsch in Portugal eine fast fünfzig Jahre währende faschistische Herrschaft; es folgten 18 Monate tiefgreifender Veränderungen, die sämtliche Aspekte der portugiesischen Gesellschaft infrage stellten. Was als Staatsstreich begann, verwandelte sich in den Versuch, die Verhältnisse radikal von unten umzugestalten. Das Ausmaß der Kämpfe und die unmittelbare geografische Nähe zum maroden Franco-Regime in Spanien hieften die Geschehnisse tagtäglich in die Schlagzeilen, denn welches Echo sie im Nachbarland und in ganz Europa finden würden, war damals keineswegs ausgemacht.

Das vorliegende Buch ist eine persönliche Schilderung der Ereignisse vom Tag des Staatsstreichs über seine turbulenten Folgen bis zum November 1975, als ein weiterer Militärcoup die liberale parlamentarische Demokratie festigte und Portugal an den europäischen Kapitalismus heranführte.

Heute, fünfzig Jahre danach, erinnert sich außerhalb Portugals kaum noch jemand an diese Ereignisse. Nach dem Scheitern der Revolution wurde das Land zügig in die Europäische Union integriert, die gesamte Episode gilt seitdem als ein Sturm im Wasserglas, der kaum Erwähnung verdient.

Was damals in Portugal geschah, war jedoch enorm: Zahllose Betriebe wurden von den Arbeiterinnen und Arbeitern übernommen, Nachbarschaftskomitees besetzten leerstehende Häuser, um Kinderkrippen und andere Gemeinschaftseinrichtungen aufzubauen. Schätzungen zufolge nahmen rund drei Millionen Menschen an Streiks, Besetzungen oder Demonstrationen teil – bei einer Bevölkerung von zehn Millionen. Die Polizei wurde entmachtet, und das Militär, gewöhnlich die letzte Bastion des Staates, spaltete sich in rivalisierende Fraktionen; eine ganze Zeit lang übten die revolutionären linken Strömungen Kontrolle über den Staatsapparat aus. Eine Rhetorik der

Revolution war allgegenwärtig, und in Andeutungen zeigte sich tatsächlich, wie eine moderne Umwälzung der Gesellschaft aussehen könnte. Doch Kommunikationsprobleme erschwerten diese Umwälzung. 1974 gab es noch kein Internet und keine Handys, die beiden Fernsehsender standen unter staatlicher Kontrolle, und Radiosender gab es überhaupt nur ein halbes Dutzend im Land.

In diesem Vakuum unternahmen Arbeiterinnen und Arbeiter den Versuch, sich selbst zu organisieren. Die Schwierigkeiten dieser Unternehmung und die Vereinnahmungsversuche durch politische Fraktionen werden im hinteren Teil des Buches hervorgehoben; nicht ohne Grund war es Parteien und Gewerkschaften oft verboten, mit ihren Fahnen bei Demonstrationen zu erscheinen. Detailliert dargestellt wird auch der Kampf um die Medien – um Zeitungen, Fernsehen und Radio, vor allem den katholischen Rundfunksender, den die radikale Linke damals besetzte. Und nicht zuletzt habe ich versucht, jenen Problemen genauer nachzugehen, auf die einfache Soldaten bei ihren Organisationsversuchen innerhalb der Streitkräfte stießen.

Nach dem Putsch von 1974 war die portugiesische Gesellschaft in drei Lager gespalten: Es gab zum einen diverse staatskapitalistische Ideen und Parteien, daneben Kräfte, die eine parlamentarische Demokratie installieren wollten, und schließlich die Verfechter einer »Volksmacht«, die den Arbeiterinnen und Arbeitern an der Basis mehr direkte Gestaltungsmöglichkeiten geben sollte. Diese dritte Strömung wird im vorliegenden Buch ausführlich dokumentiert, wobei ich sie in ihren Kämpfen um organisatorische Autonomie und wirtschaftliche Selbstverwaltung zumeist selbst zu Wort kommen lasse. Diese Perspektive von unten ist es, die meine Darstellung der Ereignisse vielleicht vor allem von anderen unterscheidet.

Als Koalitionspartei in fünf aufeinanderfolgenden Militärregierungen installierte die Kommunistische Partei (PCP) einen Staatskapitalismus im Land, und die diversen Parteien der radikalen Linken beteiligten sich aktiv an diesem Projekt. Die

Sozialistische Partei (PS) dagegen war gespalten: Während die einen dem Weg der Militärregierungen und der PCP folgen wollten, wollten andere einen liberalen Kapitalismus nach europäischem Muster durchsetzen und verschworen sich folglich mit den Konservativen, der extremen Rechten und der US-Botschaft, die der CIA-Agent Frank Carlucci leitete. Rechts von ihr standen die »Volksdemokraten« der PPD (die heutigen Sozialdemokraten) sowie die CDS (»Soziales und Demokratisches Zentrum«), die versuchten, neue Gewänder für das alte faschistische Regime zu finden.

Das heutige Portugal ist das Ergebnis dieser Kämpfe. Als maßgebliche Techniker der Macht betätigen sich die Sozialisten der PS und die Sozialdemokraten (PSD), während die PCP die wichtigste linke Oppositionspartei darstellt und die Gewerkschaftsbewegung beherrscht. Die Gruppen der radikalen Linken mit ihren vielen zungenbrecherischen Akronymen, denen die Leserinnen und Leser im vorliegenden Buch begegnen werden, haben sich zu einem »Linksblock« (Bloco de Esquerda) vereint, während die Maoisten zum Glück weitgehend von der Bildfläche verschwunden sind.

Wenn man 2024 ein Buch über Ereignisse neu herausgibt, die fünfzig Jahre zurückliegen, fällt es manchmal schwer, sich die Intensität der damaligen Momente zu vergegenwärtigen. Als ich meine eigenen Schilderungen noch einmal las, musste ich mich immer wieder fragen: Ist das wirklich passiert? Ja, das ist es – die Dokumente, die es belegen, habe ich alle noch –, auch wenn das einer jüngeren Generation in der Tat unmöglich erscheinen mag. Bei der Erstveröffentlichung des Buches gab es über mehrere Kontinente hinweg endlose Diskussionen darüber, ob man die »unmögliche Revolution«, von der im Untertitel die Rede ist, mit einem Fragezeichen versehen sollte oder nicht. So waren die Zeiten. Ich halte das Fragezeichen noch immer für richtig.

Als ich das Buch schrieb, galt der Staatskapitalismus als eine genauso große Gefahr für Portugal wie der Privatkapitalismus. Darauf legte ich in meiner Analyse der Basisbewegungen und der politischen Parteien den Hauptakzent. Stattdes-

sen avancierten jedoch der Neoliberalismus und die freie Marktwirtschaft zur maßgeblichen Ideologie der herrschenden Klasse in Portugal (und weltweit). 1974/75 schien dies keineswegs klar. Heute ist Portugal ein vollständig in den modernen Kapitalismus integriertes Land, mit all den Ungerechtigkeiten, die dies zwangsläufig mit sich bringt.

Die vorliegende Ausgabe folgt weitgehend der gemeinsam von Solidarity (London), Black Rose (Kanada) und Free Life Editions (New York) veröffentlichten Erstausgabe von 1977. Entfallen sind ein etwas zu langes und mit Statistiken überfrachtetes Kapitel über die Geschichte Portugals, das den Erzählungsbogen störte, sowie ein Nachwort von Maurice Brinton (1923–2005), der eigentlich Chris Pallis hieß und bei Solidarity aktiv war; ihm schulde ich noch immer Dank dafür, dass er mich zu diesem Buch ermutigt hat. Ebenfalls entfallen sind das Transkript einer Sendung, die das besetzte Rádio Renascença im Oktober 1975 ausstrahlte, sowie 26 Dokumente im Anhang, die überwiegend von Arbeiterkomitees stammten. Sie wurden inzwischen online veröffentlicht.

Die 2012 bei PM Press erschienene Ausgabe war dem Gedenken an Maria Teresa Viana (1946–2010) gewidmet, die das Buch auf vielfältige Weise subtil beeinflusst hat.

Phil Mailer
Lissabon, Januar 2024.



Kinder in einem Slum in Lissabon, 6. Juni 1975

I DIE ERSTE WOCHE

Tag 1: Donnerstag, 25. April 1974

Es ist ein kalter Morgen für die Jahreszeit. Um 7:45 Uhr macht eine Radiodurchsage Hunderttausenden Portugiesen schlagartig bewusst, dass ein neues Kapitel ihrer Geschichte begonnen hat:

Hier spricht das Kommando der Bewegung der Streitkräfte. Wir rufen alle Einwohner Lissabons auf, sich in ihre Häuser zu begeben und äußerste Ruhe zu bewahren. Wir hoffen aufrichtig, dass die schweren Stunden, die wir durchleben, durch keinen Unglücksfall getrübt werden. Wir appellieren an die Vernunft und Einsicht der übrigen Truppen, sodass jeder Zusammenstoß mit den Streitkräften vermieden wird. Eine solche Konfrontation ist nicht nur unnötig, sondern könnte auch zu einer ernsthaften Spaltung des portugiesischen Volkes führen. Das gilt es unbedingt zu verhindern. Wir wollen kein portugiesisches Blut vergießen, daher appellieren wir an Ihre staatsbürgerliche Gesinnung. Das gesamte medizinische Personal, insbesondere in den Krankenhäusern, sollte sich bereithalten, Hilfe zu leisten, auch wenn dies hoffentlich nicht erforderlich sein wird. Wir rufen alle politischen und militärischen Kräfte zu größtmöglicher Vorsicht auf, um jede Gefahr zu vermeiden. Wir wollen ein unnötiges Blutvergießen vermeiden, werden aber jeder Provokation entschieden begegnen.

Weiter ordnen die Streitkräfte an:

Begeben Sie sich in Ihre Stadtteile und warten Sie auf weitere Anweisungen der Bewegung der Streitkräfte. Die Befehlshaber werden dafür verantwortlich gemacht, sollten

sie ihren Untergebenen befehligen, sich in Konflikte mit dem revolutionären Teil der Streitkräfte zu begeben. Wir appellieren an die Kräfte der Nationalgarde und der Polizei – und auch an die DGS (Geheimpolizei) und die Portugiesische Legion –, die möglicherweise unter falschem Vorwand rekrutiert wurden, sich an ihre staatsbürgerliche Pflicht zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung zu erinnern. In der gegebenen Situation kann dies nur sichergestellt werden, wenn die Streitkräfte nicht angegriffen werden. Achtung, an alle Militär- und Polizeieinheiten. Da die Streitkräfte entschieden haben, Ihren Platz einzunehmen, wird ab sofort jeder Widerstand gegen die Truppen, die die Stadt umstellt haben, mit aller Härte geahndet. Wenn Sie diesen Rat nicht befolgen, könnten Sie ein sinnloses Blutbad anrichten, für das Sie allein verantwortlich sind.¹

8:15 Uhr. Meine Nachbarin weckt mich, mit irrem Blick steht sie im Pyjama vor mir. Ich sollte heute besser nicht zur Schule fahren, sagt sie. Alle Schulen sind geschlossen, die Armee hat die Macht übernommen, es wird geschossen, niemand soll sein Haus verlassen. Damit ich sie besser verstehe, spricht sie in gebrochenem Portugiesisch und deutet mit ihren Fingern Schüsse in die Luft an.

Die spinnt, denke ich mir. Ich mache die Tür zu, stelle das Radio an und lege mich wieder ins Bett. Nichts: nur die übliche Werbung. Ich kann das alles nicht glauben. Ich bin müde, aber einschlafen kann ich nicht mehr. Ich versuche es auf anderen Sendern. Im Staatsrundfunk läuft Marschmusik. Hat sie vielleicht doch Recht?

9:10 Uhr. Verspätet komme ich in der Schule an. Kein Bus weit und breit. Ich treffe R., einen Lehrer, die Neuigkeiten platzen aus ihm heraus. Auch D., der Faschist der Schule, ist da. Wir fragen uns, ob die Rechte oder die Linke dahintersteckt, oder auch genauer: welche Kräfte auf der Rechten – die Generäle oder Spínola? Die Frage bleibt den gesamten Vormittag unbeantwortet. Niemand weiß es.

10 Uhr. Frühstück mit R., ein netter, warmherziger Mensch, wir brennen darauf, mehr herauszufinden, haben aber Angst, ins Stadtzentrum zu gehen. Im Radio läuft Zeca Afonso, ein linker Liedermacher. Könnte es doch wahr sein? Eine Bekanntmachung:

Dem Kommando der Streitkräfte wurde berichtet, dass die Bevölkerung unserer wiederholten Aufforderung, zuhause zu bleiben, bislang nicht Folge leistet. Auch wenn die Situation fast unter Kontrolle zu sein scheint, da der bisherige Heeresminister sein Amt aufgegeben hat und mit den befehlshabenden Offizieren unserer Bewegung in Kontakt steht, rufen wir die Bevölkerung erneut dazu auf, zuhause zu bleiben und sich nicht in Gefahr zu bringen. In Kürze wird ein Kommuniqué zur Klärung der Lage ausgestrahlt.²

Ich schildere R., was ich über Spínola weiß: Er hat Sympathien für die Nazis, er hat im Spanischen Bürgerkrieg Franco unterstützt, er hat sich in den portugiesischen Kolonien Orden als »Kriegsheld« verdient. Im Interview mit der Zeitschrift *Vida Mundial* hatte er vor ein paar Wochen sein Buch *Portugal und die Zukunft* zusammengefasst, und für diese Ansichten war er von Marcelo Caetano, dem seit 1968 amtierenden Ministerpräsidenten, entlassen worden. Das Buch rief dazu auf, nicht länger nach einer militärischen Lösung des Krieges zu suchen und in Portugal selbst einen »demokratischen« Wandel einzuleiten. Wir sprechen über den Aufstand im März, als Truppen von Norden aus Caldas da Rainha angerückt waren, was wie ein stümperhafter Putschversuch wirkte. Oder steckten vielleicht gewisse rechte Generäle dahinter, die mit Caetanos »liberaler« Politik unzufrieden waren und zurück zu einer reineren Form von Salazarismus wollten? Niemand weiß es. In jedem Fall schien es, dass der Staatsstreich nur von der Rechten kommen konnte.

Um 10:45 Uhr rufe ich João an, den Sohn von Mário Soares. Besetzt. Ich rufe R. an, die in einer Blutbank arbeitet. Sie hat

gerade 24 Stunden Bereitschaftsdienst. Draußen auf der Straße stehen Truppen, berichtet sie, in die Stadt kommt man nur noch über die Praça da Espanha. R. weiß auch nicht, was das alles soll. Ich beschließe, mir selbst ein Bild zu machen, und fahre am Ufer des Tagus entlang auf der Marginal nach Lissabon hinein. Die glanzvolle Geschichte des 16. Jahrhunderts am Rande der Straße interessiert mich gerade nicht im Geringsten. Ich komme in Infante Santo an, Verkehrspolizisten leiten mich um. Irgendetwas ist auf jeden Fall im Gange. Ich fahre schneller, erreiche das Stadtzentrum und parke den Wagen. Ich kann nichts Ungewöhnliches entdecken, nur die Banken sind alle geschlossen. Ich laufe in den unteren Teil der Stadt hinunter. Truppen und Panzer am Chiado, überall Soldaten. Die Panzer wirken riesig in den engen Straßen, die Maschinengewehre bedrohlich. Durchkommen ist unmöglich. Die Truppen sind zurückhaltend, aber freundlich. In den Augen der Menschen, die hier zusammengekommen sind, mischen sich Angst und Hoffnung. Alle haben dieselben Fragen: »Wer steckt dahinter?« »Was wollen die?« Es ist 11:30 Uhr. Ich hatte C. versprochen, dass wir um 12 Uhr zusammen Mittagessen. Vielleicht hat sie mehr mitbekommen. Bei ihr zuhause stellen wir das Radio auf Kurzwelle und hören den Funkverkehr der Streitkräfte mit. Von ihrem Nachbarn, einem alten Salazar-Anhänger, dem bereits die Laune vergangen ist, erfahren wir, dass sich Caetano in den Präsidentenpalast Belém geflüchtet hat und Américo Tomás – seit 1958 Präsident – ins Quartel do Carmo, das Hauptquartier der Republikanischen Nationalgarde.

Jemand ruft an, um zu erzählen, dass sein Auto beschlagnahmt wurde – als Barrikade. Er lacht am anderen Ende der Leitung. Es ist ein großartiges Gefühl: Die faschistische Diktatur bricht zusammen. Weiter kann im Augenblick noch kaum jemand denken.

Wir kehren zurück ins Stadtzentrum. Noch immer ist nichts wirklich klar. Wir gehen nach San Sebastião und sehen die Truppen. Große Menschengruppen sprechen mit den Soldaten, die bereits zu »Kräften der Befreiung« geworden sind.

Noch fragt niemand genauer, wer da »befreit« werden soll. Und wovon? Es herrscht große Verwirrung. Könnte wirklich ein antifaschistischer Putsch stattgefunden haben? Angeführt von einem Faschisten? Wir suchen nach Präzedenzfällen, und schon da begreifen wir, dass das, was wir gerade erleben, völlig neuartige Züge trägt.

Wir kaufen ein paar Zeitungen. Die Schlagzeilen sind sensationell: »Golpe Militar«, »Amplo Movimento das Forças Armadas« – »Militärputsch«, »Breite Bewegung der Streitkräfte«. Den Berichten lassen sich einige Einzelheiten entnehmen. Offenbar wurden am Vorabend um 23:30 Uhr Radio-sendungen unterbrochen und die Lieder »Depois do Adeus« und »Grândola, Vila Morena« gespielt. Kurz nach Mitternacht besetzten die Aufständischen die Militäarakademie, um 3 Uhr morgens die Studios des Pop-Senders Rádio Clube Português und wenig später andere Rundfunksender. Der Flughafen fiel. Kurz darauf nahm die 7. Kavallerie – Spínolas Elitetruppe – den Praça do Comércio ein, einen großen Platz im unteren Teil der Stadt. Um 7 Uhr morgens wurden die Panzer am anderen Ufer des Flusses in Richtung Lissabon in Stellung gebracht.

Wir hören Radio. Um 10:15 Uhr wurde Generalquartiermeister Louro de Sousa festgenommen. Um 10:30 Uhr schlossen sich Truppen, die die Rua do Arsenal besetzt hielten, dem Aufstand an.

Mittags wurde bekannt gegeben, dass die bewaffneten Kräfte sowohl im Norden als auch im Süden die Kontrolle übernommen haben. 13 Uhr: Das Hauptquartier der Geheimpolizei im Zentrum ist umstellt, einige politische Gefangene kommen frei. 16 Uhr: Die linksliberale CDE und ein Großteil der politischen Gruppen begrüßen die Bewegung ausdrücklich. Kurz darauf gibt sich Marcelo Caetano geschlagen. Er hat mit Spínola telefoniert. 17 Uhr: Beteiligte am Putschversuch aus Caldas da Rainha werden unter dem Jubel der Massen aus dem Gefängnis freigelassen. Um 17:00 Uhr überträgt das Fernsehen eine Verlautbarung, dass die Bewegung der Streitkräfte »das Volk von dem Regime befreit hat, von dem es viele Jahre unterdrückt wurde«.

Ich bringe C. nach Hause und fahre zurück nach Lissabon. Die Geheimpolizei PIDE hat sich der Bewegung entgegenstellt und weigert sich, sich zu ergeben. Aus den Menschenmengen ertönt der Ruf nach ihrem Blut. Sie wollen die Büros stürmen und niederbrennen. Sie sind unbewaffnet. Die PIDE hat Maschinengewehre auf ihren Balkonen postiert. Ich fühle mich hilflos und beschließe zu gehen.

Später erfahren wir, dass die PIDE aus einem Fenster in die Menge geschossen hat; fünf Menschen kamen ums Leben, fünfzig wurden verwundet. Die Matrosen schossen zurück. Die PIDE ist verzweifelt. Zu brutal und zu lange haben sie ihre Opfer gefoltert, um auf Gnade hoffen zu können.

Auf dem Nachhauseweg gehe ich in eine Tasca. Wir trinken Wein und fragen uns, was das alles zu bedeuten hat. Die Menschen sind begeistert, wahnsinnig begeistert. Ich gehe zum Abendessen zu R. Alle Restaurants wurden wie angeordnet geschlossen, wir kochen uns etwas aus Gemüseresten. Wie alle anderen auch sind wir vollkommen überwältigt. Wir hören ausländische Sender, um mitzukriegen, ob es etwas Neues gibt. Was wir hören, können wir kaum glauben. Bisher wurden noch immer keine Namen genannt. Der Putsch verläuft völlig anonym. Ich rufe einen Freund an, der in der Nähe des Radiosenders wohnt: Das Gebiet ist von Soldaten umstellt und er kann nicht raus. Ich rufe einen anderen Freund an, der sehr müde ist, weil er schon seit 6:30 Uhr auf den Beinen ist. Ich will nicht nach Hause gehen. Ich will nach Lissabon.

Ich fühle mich euphorisch. Eine junge Französin, die beim Essen dabei ist, teilt meine Begeisterung. Alles ist verwirrend. Morgens noch ein Faschist, ist Spínola abends zu einem »Befreier« geworden. Wir versuchen, unsere Gedanken zu sortieren, die Lage zu analysieren. Welche Klassenkräfte sind da am Werk? Spínola hatte in eine der reichsten Familien Portugals, die Melos, eingeheiratet. Er galt als »Individualist«. In Guinea-Bissau ist er oft direkt an die Front geflogen und genoss großen Respekt bei seinen Soldaten. Sein Monokel, seine konservative Art, all das passte einfach nicht zur Rolle eines

radikalen Befreiers. Wie unterschiedlich »Antifaschismus« aufgefasst werden kann, war jetzt schon offensichtlich.

Es sind viele verschiedene Interessen im Spiel. Die Mittelschicht sieht in Europa und der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft die einzige Zukunft für Portugal, während die *burguesia* der »hundert Familien« noch immer umfangreichen Besitz in Afrika hat, besonders in Angola. Ein Teil der Mittelschicht ist auf wirtschaftlichen Aufschwung bedacht, ein anderer Teil unterstützt die zerfallende Ideologie Salazars, die den Aufschwung behindert. In Afrika stehen weiße *colons* der schwarzen Bevölkerung gegenüber. Aber der größte Gegensatz besteht sicherlich zwischen all diesen Gruppen und der Arbeiterklasse.

Es ist herrlich, ein natürliches Amphetamin. M. und ich ziehen zusammen los. Wir wollen trotz der Ausgangssperre raus. Wir gehen zu einem Freund, der in der Nähe des Radiosenders wohnt. Überall Straßensperren. Wir reden Englisch. Ein junger Soldat lächelt und ruft seinen Offizier; wir erklären ihnen, dass wir bei jemandem in der Nähe schlafen wollen. Der Soldat begleitet uns mit einer Decke über den Schultern und einem Maschinengewehr, das im Vergleich zu ihm riesig wirkt, zu dem Haus. Die ganze Zeit über lächelt er fröhlich, auch ihm geht es hervorragend.

Völlig geschafft von einem bewegungs- und diskussionsreichen Tag schlafen alle schon, als wir in dem Haus ankommen, aber es gelingt uns, ein paar Decken zu finden. Kurz darauf schlafen auch wir erschöpft ein.

Tag 2: Freitag, 26. April

Wir wachen auf und fragen uns, was in der Nacht wohl passiert ist; wir haben Schmerzen vom harten Boden und einen schrecklichen Kater. M. macht Kaffee, ich hole die Zeitungen.

Die Schlagzeilen sind noch immer so verblüffend wie gestern. Spínola, der Führer der neuen Junta, verspricht eine »Demokratisierung der Politik«, so bald wie möglich Neuwahlen,

die Abwicklung aller faschistischen Institutionen sowie Verhandlungen, um die Kriege in Afrika zu beenden. Caetano und Tomás wurden nach Madeira verbannt und einige PIDEs verhaftet, einer mit heruntergelassenen Hosen, was uns alle zum Lachen bringt.

Wir gehen Mittagessen und vertiefen uns in die Morgenzeitungen. Die Fotos sprechen für sich. Es sind Massen von Menschen beteiligt, das ist eindeutig mehr als nur ein Staatsstreik. Schon jetzt scheinen die alten Strukturen auseinanderzubrechen. Wir lesen einfach nicht mehr dieselben Zeitungen wie gestern, obwohl sich die Namen, das Layout und der Stil kaum verändert haben. Die Menschen auf den Straßen trauen sich wieder zu lächeln. Über Lissabon liegt ein Hauch von Freiheit, den die Menschen mit ihren Worten und ihrem Lachen weitertragen. Es ist fantastisch, ergreifend, und es breitet sich immer weiter aus.

Überall machen Soldaten das Siegeszeichen. Wir hören von Caxias, dem berüchtigten politischen Gefängnis: 170 Menschen wurden freigelassen und stattdessen etwa hundert PIDEs eingesperrt. Auch Freunde von mir waren dorthin verfrachtet, geschlagen und gefoltert worden. Die Bilder in den Zeitungen sind sehr bewegend. Tausende kamen nach Caxias, um die Gefangenen zu begrüßen. Offenbar wollte die Junta nur einen Teil freilassen, die Menschenmenge bestand jedoch lautstark auf der Freilassung aller.

Organisationen, die im Untergrund mit Mühe überleben konnten, tauchen wieder auf und geben Erklärungen ab: die Kommunistische Partei (PCP), die Sozialistische Partei (PS) und der Bund der revolutionären Aktionseinheit. Wir kneifen uns, weil wir denken, wir träumen. Es gibt noch weitere Nachrichten, aber die interessieren uns nicht. Irgendjemand meint, dass Mitterrand bei den Wahlen in Frankreich eine Chance hätte. Ja und? Die Bilder sind spektakulär, unverfälscht. Jedes Foto scheint ein Bild der Befreiung zu sein. Sind das wirklich dieselben Zeitungen, die noch vor wenigen Wochen nur in einer Randnotiz im Innenteil darüber berichtet hatten, wie die Polizei bei einer versuchten Demonstration studentische Un-

ruhestifter angegriffen hatte, und die nicht einmal die Zahl der Verprügelten nannten? Von Minute zu Minute scheint es mehr Meinungsfreiheit zu geben.

Eine Menschenmenge versammelt sich in der Nähe des Rossio, einem großen Platz im Stadtzentrum. Soldaten kommen auf uns zu. Was wird wohl geschehen? Sie heben ihre Finger und zeigen das V für Victory. Die Menge jubelt, wie ich es noch nie erlebt habe. Ich habe schon Menschenmengen vor Wut schreien hören, aber das hier ist Freude, eine unermessliche Freude.

Ich kann mir keinen Reim darauf machen, M. auch nicht. Wir bekommen eine Gänsehaut. Wir erinnern uns an Prag 1968, als die Menschen mit sanfter Ironie Blumen in die Geschützrohre der Panzer steckten. Jetzt bekommen die Soldaten Nelken geschenkt, so wie man es in der Nacht von Santo António, dem Schutzpatron von Lissabon, mit seinen Lieben macht. Die Leute kaufen ihnen Zeitungen, bieten ihnen Bier und belegte Brote an. Ich klatsche ungläubig. Ich muss an Bilder aus dem Spanischen Bürgerkrieg denken: die Revolutionstruppen der Durruti-Kolonie mit geballten Fäusten; ich versuche mir die Meuterei von Kiel in Erinnerung zu rufen, die 1918 zur Novemberrevolution in Deutschland führte, die aufständischen Soldaten in Russland 1917 und zur Zeit der Pariser Kommune. Die Gedanken rasen mir durch den Kopf.

Heftiger Regen setzt ein, Blitze erhellen den Himmel. Es donnert, als ob die Götter sich beschweren wollten. M. meint, der Himmel sei wohl nicht auf unserer Seite. Wir gehen davon aus, dass bis zum Abend nichts passieren wird, auch wenn sich Teile des Militärs noch widersetzen und die PIDEs versuchen, sich neu zu organisieren. Wir sind müde und der Regen macht uns schlechte Laune. Wir gehen für zwei Stunden ins Kino, um einen Paul-Newman-Film anzusehen, und machen uns dann wieder auf den Weg in Richtung Rossio. Unterwegs kommen wir an einer Demonstration vorbei. Von so etwas hatte ich schon oft geträumt. Ich hatte Fotos von 1910 gesehen, als die Arbeiter mit ihrer Demonstration die Avenida da Liberdade in ihrer ganzen Breite einnahmen. Und jetzt pas-

siert es hier wirklich, direkt vor meinen Augen. Vorneweg die Maoisten mit ihren Bannern, dahinter alle möglichen anderen Gruppen mit ihren eigenen Transparenten: »Wir grüßen die Streitkräfte«, »Freie Gewerkschaften«, »Alle Macht den Arbeitern«, »Für ein Recht auf Streik«. Trotz der spürbaren Widersprüche ist es ein berauschendes Gefühl.

Ich bin diese Straße oft entlanggegangen, und ihr Name – ein Überbleibsel aus liberaleren Zeiten – kam mir doch eher ironisch vor, schließlich spürte ich selbst die massive Unterdrückung. Und jetzt ziehen hier direkt vor mir Tausende von Menschen mitten auf der Straße vorbei. Die Autos kommen nicht mehr durch, die Fahrer hupen – nicht aus Wut, sondern aus Freude, wie es bei portugiesischen Hochzeitsfesten üblich ist. Wir befinden uns mitten auf der Straße auf einer Demonstration, die sich frei bewegen kann. Das hat es noch nie gegeben. Natürlich haben wir immer noch Angst, weil wir jeden Moment damit rechnen, dass die Trupps der PSP (eine Sonderinheit, die bei Demonstrationen eingesetzt wird) aus einer Seitenstraße auftauchen. Im Überschwang der Gefühle werden sogar Verkehrspolizisten begeistert als »Freiheitskämpfer« gefeiert, was sie peinlich berührt und verwirrt zurücklässt.

Panzer tauchen auf. Der Jubel ist lauter, als wenn der FC Sporting gegen Benfica gewonnen hätte. Die Menschen rennen den Panzern hinterher und klettern auf sie drauf. Die Soldaten lächeln und recken ihre Maschinengewehre in die Luft.

Seit 48 Jahren hat es in Portugal keine Kundgebungen der Freude mehr gegeben. Zwei Generationen sind vergangen, ohne dass man als freier Mensch durch die Straßen gehen konnte. Jetzt aber sind Väter gemeinsam mit ihren Söhnen unterwegs. Ein alter Mann in Lumpen, dem der Salazarismus offenbar nichts zu bieten hatte, trägt die republikanische Fahne. Er wird so fest umarmt, dass ich fürchte, er kriegt einen Herzinfarkt. Ich frage ihn, ob es zu Zeiten der Republik so gewesen sei, und er antwortet mir, es sei noch nie so gut gewesen. Auch ich möchte ihn umarmen, er ist wie ein kleines Kind. Er hat an meinem Akzent gemerkt, dass ich Ausländer bin. Aus

welchem Teil von Irland? Dem Süden, antworte ich. Er klopf mir auf die Schulter und erzählt mir, dass er sich noch an den Osteraufstand erinnern kann. Wahrscheinlich kann er sich auch an 1917 und 1918 und 1936 erinnern, aber ich frage nicht danach. Welche Schönheit man in solchen Zeiten plötzlich an Menschen entdecken kann!

Wir kommen an der großen Statue des Marquês de Pombal an, der auch als erster Diktator Portugals (ab 1755) bezeichnet wird. Sie ist jetzt mit Parolen zum 1. Mai bedeckt: »Paz, Unidade, Liberdade, Democracia. Poder aos Trabalhadores.« (»Frieden, Einheit, Freiheit, Demokratie. Alle Macht den Arbeitern.«)

Wir ziehen weiter und erreichen die Büros der CDE. Wir hätten die ganze Nacht weiter demonstrieren können. Einige ehrgeizige Politiker versuchen, Reden zu halten, aber es ist nicht der richtige Tag dafür. Keiner ihrer Sätze ist zu verstehen, die Menge jubelt nur und ruft immer wieder dieselbe Parole: »O povo unido jamais será vencido!« (»Vereint wird das Volk niemals besiegt werden!«)

Die CDE verfügte vor dem Putsch über eine recht breite Unterstützung. Sie hatte den Monat vor den Wahlen im November letzten Jahres für ihre politische Agitation genutzt. Flugblätter und einige Graffiti (die schnell wieder entfernt wurden) tauchten an den Wänden Lissabons auf, und die unabhängige Tageszeitung *República* konnte sogar gewisse Artikel durch die Zensur bringen. In letzter Minute zog die CDE ihre Kandidaten dann zurück und bezeichnete die Wahlen als Farce.

Die Maoisten sind schon jetzt aktiver als andere. Das ist ärgerlich, da sie so fantasielos sind. Ihre klarste Parole lautet: »Nem Marcelo, nem Spínola: Revolução Socialista!« – »Sozialistische Revolution statt Marcelo (Caetano) und Spínola!« Es ist schwer, ihnen und auch der Kommunistischen Partei nicht einen gewissen Respekt entgegenzubringen. Sie gehörten unter dem alten Regime zu den Mutigsten, wurden gefoltert und geschlagen und haben dennoch Nacht für Nacht ihre Losungen an die Wände gepinselt, nur damit sie in den frühen Morgenstunden von der Polizei wieder übermalt wurden. Schon

jetzt ist die Situation aber eine andere: Ideen, die jahrzehntelang prägend waren für Vorstellungen von Revolution, werden nun auf die Probe gestellt. Diejenigen, die die Hoffnung am Leben gehalten hatten, sind zunächst einmal Helden, aber wenn sie auch Helden bleiben wollen, müssen sie sich den neuen Herausforderungen stellen.

Wir treffen auf eine Gruppe von Arbeitern, die die Internationale singen, und sind verblüfft: Wie können sie sich nach all den Jahren an den Text erinnern? Wir kaufen wieder Zeitungen und gehen in das nahegelegene Café Monte Carlo, ein Treffpunkt der sogenannten »Nachtmenschen«, in dem Agenten der PIDE und die Polizei immer wieder Razzien durchgeführt hatten. Die Nachrichten übertreffen erneut unsere kühnsten Hoffnungen.

Eine Schlagzeile lautet: »Freiheit für alle politischen Gefangenen. Gefängnis für alle PIDEs.« Was wir da lesen, sind keine Nachrichten mehr, sondern politische Manifeste. Die Zensur wird einfach übergangen. In allen Zeitungen ist ein Bild von Spínola bei seiner Fernsehübertragung gestern Abend zu sehen; er sieht älter und müder aus denn je. Die Junta hat ein bedenklich detailliertes Programm präsentiert.

Welche Widersprüche soll dieses »liberale« Programm verdecken? Gestern ein Putsch, heute bereits eine massive Beteiligung des Volkes. Es entwickelt sich etwas von großer Bedeutung. Ein neuer Geist hat das ganze öffentliche Leben durchdrungen. Wie weit wird die Junta dies zulassen? Wie weit wird sie in der Lage sein, das Ganze zu kontrollieren?

Wir lesen Berichte über Caxias und die Freude der politischen Gefangenen. Wir erfahren, dass sie bereits eine Stunde vor ihrer Befreiung informiert waren – mit Autohupen hatte man ihnen Morsezeichen gesendet. Wir sehen die Fotos von den Maschinengewehrkugeln in den Büros der PIDE. Wir kriegen mit, dass einige Demonstranten im Geschäftsviertel die Scheiben einer Bank eingeschlagen haben.

Wir treffen G. und andere in einem Café. Sie waren in Caxias, eine Menschenmenge hat mit Gewalt das Gefängnis gestürmt. Ein Agent der PIDE wurde von ihr angegriffen, Sol-

daten konnten ihn gerade noch davor bewahren, totgeprügelt zu werden. Er hatte einen Säugling bei sich und die Leute riefen: »Rettet das Baby!« Jetzt ist der Mann im Gefängnis.

Was tun? Vier Stunden Schlaf in zwei Tagen. Das ist schwer durchzuhalten, vor allem mit wenig Essen. Wir beschließen, in eine Tasca in der Nähe meiner Wohnung zu gehen, die in einem Arbeitervorort liegt. Die Atmosphäre ist elektrisierend. João begrüßt uns mit »Lang lebe die Revolution!«. Einige Arbeiter, die zufällig auch Soldaten sind, tragen ihre Uniform. Es ist das erste Mal, dass ich sie so sehe. Andere sind sehr temperamentvoll (und überhaupt voll). Nur einer, ein sehr politischer Mensch, ist skeptisch. »Was ist mit den Arbeitern?«, fragt er. Wir horchen auf. Er ist morgens zu seiner Fabrik gegangen – aber nur um zu reden, um zu diskutieren. Die Tasca war noch nie so lebendig. Aus dem Radio ertönt portugiesische Musik und alle sind stolz. Ja, es werden traurige Fados gespielt, aber auch die lebendige Musik der Exilanten in Frankreich, die Hoffnung von Tausenden, vielleicht Millionen. Und doch ist klar, dass die Menschen sich nicht binnen eines Tages verändert haben und Revolutionen nicht über Nacht gemacht werden. Der Besitzer João, bisher ein Rassist, fordert die Unabhängigkeit der Kolonien. Mit lauter Stimme schimpft er auf die alte Regierung: 48 Jahre lang hat sie das Volk unterdrückt und gefoltert, hat die Jugend in einem sinnlosen Krieg in den Tod geschickt, die Meinungsfreiheit zerstört und alle Veröffentlichungen zensiert, brutal und blutig regiert, weder Streiks noch irgendeine andere Form von Protest zugelassen; ihre Untertanen hatten Angst, den Namen ihrer Regierung auch nur auszusprechen. Als er es selbst tun will, neigt João seinen Kopf zu mir herunter und seine Stimme zittert leicht. Er flüstert das schreckliche Wort: *Salazarismo*.

Wir gehen nach oben; wir sind gerädert, müde, aber immer noch aufgedreht. Wir hören Musik aus Kap Verde: die traurige Musik eines Volkes, das vor der Auslöschung steht. Manche Refrains sind tröstend und nah an dem, was wir fühlen. Große Hoffnung entsteht aus großer Verzweiflung. Eine ganze Weile

können wir nicht einschlafen, dösen aber schließlich doch ein. Mitten in einem Traum wache ich auf und erinnere mich an den Tag, als ich in den nahegelegenen verlassen Hügeln einen illegalen Radiosender hörte – statt verbotene Sendungen zu hören, marschieren wir jetzt Richtung Lissabon.

Tag 3: Samstag, 27. April

Wir lassen uns nicht aus unseren Träumen zerren, dafür sind wir in unseren Diskussionen und Gedanken schon zu weit gegangen. Erst spät wachen wir auf. Der Fernseher ist schon an. Die Nachrichten sind furchtbar: keine Demonstrationen mehr ohne Erlaubnis, so jedenfalls klingt es.

Ich spreche mit meiner Nachbarin. Die Angst und Zurückhaltung sind aus ihrem Gesicht verschwunden. Sie hat vorher nie getrunken, sich aber jetzt schon drei Whiskys genehmigt. Sie war schon draußen in der Stadt unterwegs, um sich alles anzugucken. Sie ist glücklicher als ich es je für möglich gehalten hätte. Das erste Konkrete, was sie sagt, nachdem sie ihrer Freude Ausdruck verliehen hat, ist, dass ihre Miete nun nicht mehr erhöht werden kann.

Wir machen uns direkt auf den Weg nach Chiado. Die Jagd auf die PIDE ist eröffnet. Wer weiß, wo einer ihrer Agenten wohnt, macht sich auf den Weg dorthin. Nur die Armee bewahrt viele davor, gelyncht zu werden. An diesem Nachmittag wird an der Escola Politécnica ein Agent der PIDE von jemandem in der Menge entdeckt, als er versucht, mit einem Auto davonzukommen. Jemand schreit: »Tod den PIDE!« Ich kann den Hass nachvollziehen. Ich kenne eine junge Frau, die während einer Demonstration festgenommen, zusammengeschlagen und dann kahlgeschoren wurde. Ich weiß, dass die PIDE die Ehefrau eines Universitätsprofessors, den ich kenne, zusammengeschlagen hat, eine Frau von sechzig Jahren. Auch ich möchte den Mann lynchen. Die Armee rettet ihn nur knapp. Sein Auto steht noch da, mit laufendem Motor. Ein Jugendlicher beginnt daran zu rütteln. Andere helfen ihm. Das

Auto kippt um, wird mit Benzin übergossen und geht in wenigen Minuten in Flammen auf. Die Soldaten, unsere Brüder, machen das Siegeszeichen. Die Junta hat die Kontrolle über diese Situation verloren – nur die natürliche, bei Soldaten durchaus verbreitete Abscheu gegen das Töten von Menschen rettet diesen Mann.

Wir gehen wieder runter zu den Büros der PIDE. Ich weiß, dass mein Reisepass dort liegt, da ich auf ein Arbeitsvisum warte. Ich will, dass die Soldaten das Gebäude stürmen und ihn für mich rausholen. Wir treffen einen Arbeiter, den ich Ostern auf dem Weg von Setúbal nach Lissabon im Auto mitgenommen habe. Wir hatten auf die üblich vorsichtige Weise über Politik gesprochen, ohne Hoffnung, ohne wirklich zu fühlen, was wir sagen. Nichts deutete auf die Ansichten hin, die er jetzt bekundet: »Spínola ist kein Sozialist. Und Sozialismus ist die einzige Antwort auf die aktuelle Situation.«

In der Brasileira, einem alten Treffpunkt von Dichtern und Künstlern, wird hitzig diskutiert, aber das scheint uns weniger interessant zu sein als das, was auf der Straße passiert. Nach dem Mittagessen bei M. laufen wir wieder die Avenida da Liberdade mit einer Demonstration hoch und runter. Es ist, als wollten die Leute ihren Widerstandsgeist stolz unter Beweis stellen: Wir laufen bis ans Ende der Allee, können nicht so recht glauben, dass wir es geschafft haben, und laufen wieder zurück, um zu beweisen, dass es wirklich möglich ist.

Am Rossio prägen vor allem die Maoisten das Bild. Ihre Sprühdosen bleiben nicht untätig. Wir begegnen einem Engländer aus der Mittelschicht, der das Ganze mit einem Achselzucken abtut, als wäre es ein portugiesisches Fußballspiel. Am liebsten würde ich ihn auf der Stelle aufhängen, bezweifle aber, dass die Leute das verstehen würden. Wir unterhalten uns mit einem deutschen Genossen, hoffnungsvoll und begeistert. Dann treffen wir zufällig auf einige portugiesische Freunde und diskutieren mit ihnen die Widersprüche der aktuellen Situation. Sie sind immer noch von der Erinnerung an die PIDE und der Furcht vor ihnen gezeichnet, haben Angst, in irgendeiner Weise aktiv zu werden. Ich hätte gern

eine Sprühdose, um das maoistische Monopol auf Graffiti zu brechen.

Wir denken uns neue Parolen aus: »Portugal Livre«, ein neuer Drink aus portugiesischem Schnaps (Bagaço) und Coca-Cola. Coca-Cola wurde in Portugal verboten, angeblich wegen seiner »schädlichen« Inhaltsstoffe, in Wirklichkeit aber – wie jeder wusste – wegen des Monopols eines Ministers auf den Handel mit Erfrischungsgetränken. Wir diskutieren darüber, dass keine der jungen Frauen die Soldaten geküsst hat wie in Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg oder während des Spanischen Bürgerkriegs. Sie haben ihnen Blumen, Sandwiches, Essen und ihre Herzen geschenkt – aber keine Küsse. 48 Jahre sexueller Unterdrückung lassen sich nur schwer in ein paar Tagen abschütteln. Wir sprechen über die Demonstrationen. Warum gab es keine Musik, die für die Portugiesen eigentlich immer dazugehört? Es mangelt an Erfahrung. Es gab lange keine legalen politischen Aktivitäten. Wenn es dunkel war – zu einem bestimmten Zeitpunkt, der nie öffentlich bekannt gegeben wurde, aber trotzdem allgemein bekannt war (auch unter den Gefangenen) –, versammelten sich die Menschen still und heimlich und es wurde eine Rede gehalten. Wenn die Polizei kam, war alles vorbei. Das war die bisherige Erfahrung.

Die Slogans ändern sich stündlich: »O povo unido jamais será vencido«, »Nieder mit dem Kolonialkrieg«, »Tod der PIDE!«, »Socialismo, Socialismo«. Die Täuschung, die in der ersten Parole steckt, ist immer noch sehr weit verbreitet – was für Verbrechen gegen die Arbeiterklasse sollten schon bald im Namen dieser falschen »Einheit« verübt werden!

23 Gewerkschaften haben sich rasch nach dem Putsch getroffen und eine gemeinsame Erklärung abgegeben. Ihre Forderungen gehen kaum über das hinaus, was die Junta bereits versprochen hat. Die Gewerkschaften waren von der vorherigen Regierung institutionalisiert worden, sie hatten keine Autonomie, kein Streikrecht, nicht einmal eine öffentliche Versammlung durften sie abhalten. Wenn die Arbeiter unzufrieden waren, musste das Arbeitsministerium informiert wer-

den. Es fanden dann Gespräche statt und die Missstände wurden auf diese Weise »bewältigt« (d. h. totgeredet). Natürlich hatte es Streiks gegeben: Tausend Menschen haben sich auf einmal am selben Tag krankgemeldet und sind zu Hause geblieben. Viele Lissabonner Arbeiter wohnen auf der anderen Seite des Flusses. Eines Tages waren alle Fährleute auf mysteriöse Weise erkrankt, und es fuhren keine Fähren mehr – es herrschte ein heilloses Chaos. Die ständig steigenden Lebenshaltungskosten (Wohnung, Essen, Kleidung) hatten vor allem in den letzten zwölf Monaten zunehmend zu illegalen Streiks geführt, etwa bei Robbialac (Farbenfabrik), Sacor (Ölraffinerie), Electro Arco (Tiefbau), Sorefame (Werkzeugmaschinen) und in vielen anderen Betrieben. Die Elektroindustrie war besonders stark betroffen, und auch die Bankangestellten zeigten sich kämpferisch.

Im Ausland wird Unterstützung für den Umbruch signalisiert. Die Länder des Nahen Ostens, die wegen Caetanos Unterstützung der Amerikaner während des arabisch-israelischen Krieges ein Ölembargo gegen Portugal verhängt hatten, erkennen die neue Regierung an. Brasilien, das immer noch faschistisch ist, folgt diesem Beispiel. Schließlich erkennen auch die NATO-Länder das Regime an.

Die Situation ändert sich unablässig. Es ist offensichtlich, dass Spínola nur eine vorübergehende »Lösung« sein kann. Er hat den Aufstand nicht initiiert. Das hat er selbst zugegeben, als er von einer »Bewegung ohne Führer« sprach. Wir haben nicht vergessen, dass er von den Hauptleuten in der ersten Phase des Putsches in »Schutzhaft« genommen wurde und erst später auf den Zug aufgesprungen ist. Wir erfahren, wie die Bewegung Monate zuvor in Mosambik begonnen, wie sie sich schnell über die Dienstränge hinweg verbreitet hatte, bis sie bei Spínola ankam. Er ist bekannt und angesehen, eine Vaterfigur der Rebellion gegen Caetano. Die Leute machen sich große Illusionen über ihn. Wie lange werden sie Bestand haben?

Palma Inácio, der bekannte Verfechter der direkten Aktion, spricht im Stadttheater und gibt der *República* ein Interview.

Er ist offensichtlich müde, hat aber trotzdem nichts von seiner schwungvollen Art eingebüßt, diese »scharlachrote Blume«; etliche Male wurde er inhaftiert und ist jedes Mal entkommen. Er war an der Rebellion von 1947 beteiligt. 1961 entführte er ein Flugzeug und warf Flugblätter über Lissabon und Porto ab. Die Organisation LUAR, der er angehörte, hatte Banküberfälle auf eine Art durchgeführt, die Bewunderung hervorrief. Einmal fragte ein Richter ihn, ob er noch etwas zu seiner Verteidigung sagen wolle. Er wünsche sich nichts, sagte Inácio, außer einer dunklen Nacht und einem Sturm. Noch in derselben Nacht floh er aus einem der Hochsicherheitsgefängnisse Portugals.

Mário Soares, der Generalsekretär der verbotenen Sozialistischen Partei, wird für morgen zurückerwartet. Seine Politik mag radikaler klingen als die der CDE und die der Junta, aber er ist Berufspolitiker und die Dynamik hat seine Vorstellungen schon jetzt überholt.

Wir trinken etwas bei João. Unsere Gespräche sind jetzt ruhiger und verhaltener. Solche Stimmungsschwankungen zwischen starkem Optimismus und Schwermut werden uns auch in den nächsten Tagen begleiten. Wir machen uns bereits Sorgen, dass uns die Ereignisse zu sehr zu Kopf steigen und wir einen Blick auf die Lage haben, den nur eine Minderheit teilt. Jemand macht eine vage Andeutung, dass wir das Erreichte durch überstürztes Handeln wieder verlieren könnten. Die meisten von uns stimmen dem nicht zu, aber wir sind zu müde, um zu streiten.

Es sind so viele Dinge passiert, die unseren Glauben an das Leben und die Revolution wieder hergestellt haben. Wir sind beeindruckt von der Arbeiterklasse, die die Situation selbst in die Hand genommen hat und das Programm der Junta auf ihre eigene Weise interpretiert. Wie viel sie erreichen könnte, wenn die Umstände stimmen würden! Ich bin mehr denn je von der besonderen Identität dieser Klasse überzeugt. Ich bin verblüfft über die unbewussten Erinnerungen der Menschen an ihre eigene revolutionäre Vergangenheit. Die aktuellen Ereignisse haben dieses Gedächtnis wieder wachgerufen. Plötz-

lich erinnern sich Menschen wieder an Daten, die man in der Schule nie gelernt hat, an Lieder, die nie öffentlich gesungen wurden. Es war wieder ein großartiger Tag, ein Tag, den ich nie erwartet hätte und den ich nie vergessen werde.

Tag 4: Sonntag, 28. April

Mário Soares kommt in Lissabon an und wird von Tausenden begrüßt. Am Bahnhof herrscht gewaltige Freude: »Lang lebe die Freiheit«, »Freie Gewerkschaften«, »Alle Macht den Arbeitern«. Riesige Menschenmengen erwarten den Nachtzug aus Paris. Noch vor wenigen Tagen hätte sich das niemand vorstellen können. Der »Zug der Freiheit«, wie er genannt wird, erreicht mit Hunderten von zurückkehrenden Exilanten an Bord den Bahnhof Santa Apolónia: Mário Soares und andere Führungsmitglieder der PS, die Schauspielerinnen Maria Barroso und Maria Coelho, Mitglieder der LUAR aus Paris und einige PCP-Funktionäre. Alle werden von ihren Gefühlen überwältigt, als sie auf den Bahnsteig treten. Fernando Oneto, exiliert wegen seiner Beteiligung am Aufstand von 1959, hat Tränen in den Augen.

»Das sind unsere besten Söhne und Töchter«, sagt jemand neben mir, und irgendwie klingt das gar nicht kitschig. Die Stimmung ist extrem nationalistisch. Zum jetzigen Zeitpunkt sind sich nur wenige all der Mystifizierungen dieser »Einheit«, dieses »Antifaschismus« bewusst. Später muss sich eine grundlegende Kritik entwickeln und die Menschen müssen anfangen, über antikapitalistische Kräfte, über die Kräfte der Arbeiterklasse nachzudenken.

Wir gehen los in Richtung Infante Santo und nehmen die ganze Straße in Beschlag. Die Autos kommen nicht mehr durch, aber alle sind völlig aus dem Häuschen und hupen wie verrückt vor Freude. Vielleicht Hunderttausend Leute sind auf der Straße ... wer weiß das schon? Reporter und das Fernsehen sind da und die Menschen zeigen ihnen das Siegeszeichen. Sie fühlen sich stärker als jemals zuvor. Dass gleichzei-

tig auch Tausende in Porto, in Aveiro, Beja, Castelo Branco, in jedem noch so kleinen Ort im Alentejo demonstrieren, wissen wir da noch gar nicht.

Wir sind müde, erschöpft von den starken Emotionen, dem Schlafmangel und dem endlosen Laufen. Wir gehen zu M., um etwas zu essen. Ich rufe in der Schule an, um herauszufinden, ob ich morgen wieder kommen muss. Ich habe die üblichen Banalitäten des Lebens, wie das morgendliche Aufstehen, um zur Arbeit zu gehen, völlig vergessen. Nach drei Tagen intensivsten Zusammenseins und größter Glücksgefühle verabschieden wir uns. Plötzlich wird mir klar, dass ich absolut nichts Persönliches über sie alle weiß; wir waren so sehr von den Ereignissen eingenommen, dass wir bis jetzt über so etwas überhaupt nicht gesprochen haben. Und doch habe ich das Gefühl, dass ich das meiste weiß, was es zu wissen gibt.

Tag 5: Montag, 29. April

Die Schule ist in ihrer ganzen Ohnmacht eine andere Welt. Ich spreche mit einigen rechten Lehrern, die die Bedeutung der aktuellen Ereignisse begreifen. Sie vergleichen sie mit Kuba und mit Uruguay. Ich genieße ihre Angst, ohne dass ich ihre Illusionen über den »revolutionären« Charakter der beiden Länder teile. Diejenigen, die sich an den äußersten Rändern des politischen Spektrums befinden, sehen die Situation am klarsten; instinktiv haben sie die besten Analysen.

Um 3 Uhr habe ich Feierabend. Die Banken sind immer noch geschlossen. Zwischen 14 und 17 Uhr zahlen sie die Gehälter nur gegen Vorlage einer Bescheinigung des Arbeitgebers aus. Seit der Revolte von Caldas da Rainha am 16. März ist viel Geld ins Ausland geflossen. Die Superreichen gerieten in Panik und haben in weiser Voraussicht ihre Schweizer Konten gefüllt. Mir wird klar, wie unvorbereitet wir gewesen sind, wie wenig wir über die Wirtschaft wussten, über die zwielichtigen Treffen, die im Vorfeld stattgefunden haben müssen.

Es ist ein Tag der Vorbereitung, der Diskussion und Organisation. Die Arbeit wurde überall eingestellt, stattdessen haben Treffen und Debatten stattgefunden. Das Wort »normal« wird so oft benutzt, dass es seine Bedeutung verloren hat. Gestern titelte die *República* »Normalidade em todo o país« (»Überall herrscht Normalität«). Wenn das normal ist, habe ich es wohl kaum bemerkt! Es ist die Stimme der *burguesia*, die zu behaupten versucht, dass das Land nach wie vor funktioniert, dass es immer noch ihnen gehört. Alle politischen Parteien betonen die »Normalität«, zeigen damit aber nur, dass sie immer noch den alten Vorstellungen und Werten, der alten Mentalität verhaftet sind. Es ist lächerlich. Die Leute machen Witze darüber: »Ich bezahle meinen Kaffee nicht, das ist normal«, meint jemand zu einem Kellner im Café.

16 Uhr. Wir erfahren, dass die Junta einen nationalen Feiertag ausgerufen hat. »Der Maifeiertag wird eine Bewährungsprobe für die neue Regierung sein«, schreiben die ausländischen Zeitungen, und die portugiesische Presse schließt sich dem sofort an.

Ich gehe zum Rossio und bin erstaunt über die Menschenmengen. Ich spüre wieder das Adrenalin. Die Gewerkschaft der Hotelangestellten marschiert vorbei, ihre lauten Sprechchöre zeugen von Hoffnung und großen Erwartungen. Schwitzen sie das Fett aus all den Touristenküchen aus, in denen sie so lange im Stillen gearbeitet haben? Sie laufen zwei Mal um den Platz herum, wobei der Zug noch an Schwung gewinnt und weiter anwächst, und gehen dann die Avenida da Liberdade hoch. Ich schließe mich ihnen an. Überall wird in kleinen Gruppen hitzig diskutiert.

Abends werden in Radio und Fernsehen reihenweise Manifeste verlesen. Gewerkschaften aller Art organisieren sich, stellen Forderungen. Es ist unfassbar. Solche Manifeste kenne ich als historische Schriften von 1871, 1917 und 1936. Jetzt werden sie im Radio gesendet. Studenten aus Lissabon, Coimbra und Porto halten Reden. Immer wieder sind Lieder der mosambikanischen »Befreiungsbewegung« FRELIMO zu hören, die vielleicht zum ersten Mal überhaupt im öffentlichen

Radio gespielt werden. Es ist ein subversiver Akt, was immer man von solchen Bewegungen halten mag. Dann eine offizielle Erklärung: »Die Junta teilt der Republikanischen Nationalgarde und der Polizei mit, dass sie die für den 1. Mai geplanten Freudendemonstrationen der Arbeiter begrüßt, und bittet sie, nicht einzugreifen.«

Inmitten der Flut an Propaganda haben die Maoisten einige leerstehende Häuser in Boavista besetzt und dort Leute untergebracht. Boavista ist ein »indisches Viertel«, eine Elendssiedlung mit baufälligen *barracas*. Das Abendblatt *A Capital* lässt einige Besetzer zu Wort kommen:

Ich lebe hier seit fünfzehn Jahren in einer Baracke. Ich bin verheiratet und habe fünf Kinder. Ich habe es wie alle anderen gemacht und ein leeres Haus besetzt. Einige junge Leute, Studenten, meinten, wir sollten einfach die Tür aufbrechen und das Haus übernehmen. Niemand wurde bei der Aktion gefasst. Ich war seit etwa einem Jahr auf der Suche nach einer neuen Bleibe. (Mariette Barbara)

Ich habe in dieser Baracke gelebt, seitdem sie vor 34 Jahren errichtet wurde. Nach einem Zyklon mussten wir dort einziehen. Vor sieben Monaten hat mich mein Ehemann rausgeworfen. Seitdem wohne ich bei Nachbarn, schleppe die Kinder von einem überfüllten Ort zum anderen. Ich hatte wirklich keine andere Wahl. Die Leute haben angefangen, Häuser zu besetzen, naja, dann habe ich das einfach auch gemacht. (Lucinda Lima)

Später am Abend treffen Polizei und Armee ein und verhindern weitere Hausbesetzungen. Diejenigen, die bereits eingezogen sind, weigern sich wieder zu gehen und dürfen bleiben. Die vielen anderen leerstehenden Häuser in der Gegend werden von Soldaten bewacht.

Wie alle anderen habe ich Angst vor dem, was am 1. Mai passieren könnte. Die Armee hat bereits während einer Demonstration in die Luft geschossen, weil die Situation »ge-

fährlich« gewesen sei, wie ein Major erklärte. »Wir werden nicht zögern, Gewalt anzuwenden, wenn die Bevölkerung nicht kooperiert. Sie können friedlich demonstrieren, aber nicht provozieren«, warnt er jetzt. Der Ton ist bedrohlich, eine Erinnerung daran, dass das Militär das Sagen hat. Trotzdem genießt es weiterhin großen Zuspruch, seinen Anordnungen kommen die Leute unverzüglich nach. Aber auch Widersprüche werden bereits sichtbar.

Die Büros der PIDE waren nicht sofort angegriffen worden, was ihnen die Gelegenheit gab, bestimmte Akten zu vernichten – insbesondere solche über Agenten und Informanten. Später wird das Hauptquartier für die Presse geöffnet. Riesige Geheimplager mit Schusswaffen, Granaten und anderen leichten Waffen werden gefunden, ebenso Akten über alle (tatsächlichen wie mutmaßlichen) politischen Aktivisten. In einem eigenen Raum werden linke Transparente und Plakate ausgestellt, in Glasvitrinen sind Pamphlete und Flugblätter zu sehen, die bis zurück in die 1930er Jahre reichen. Die PIDE hat die beste revolutionäre Bibliothek in ganz Portugal: eine komplette Sammlung marxistischer und anarchistischer Autorinnen und Autoren. An der Wand des Raums steht in großen Buchstaben ein Gedicht von Salazar, das er mit 18 Jahren geschrieben hat. Neben der Folterkammer (einem länglichen kahlen Raum mit Leuchten und einer Art Podest) befindet sich eine kleine katholische Kapelle. Sie enthält viele portugiesische Kunstschatze und wird von einer Statue der Heiligen Jungfrau beherrscht. Die PIDE hatte bereits ein Museum geschaffen. Was jetzt nur noch fehlt, ist sie selbst als Hauptexponat.

Wir erfahren, dass auf Demonstrationen in Angola und Mosambik die vollständige Unabhängigkeit gefordert wurde. In Angola gab es allerdings auch eine Demonstration für eine fortgesetzte Allianz mit Portugal.

Afrika wird ein erhebliches Problem für die Regierung werden. Die »Befreiungsbewegungen« in diesen Ländern müssen allein über ihr Schicksal entscheiden, auch wenn es ein staatskapitalistisches sein sollte. Eine neue Regierung müsste ihnen

unverzüglich ihr volles Recht auf Selbstbestimmung zugestehen, aber die Junta zögert. Spínola will eine »Föderation«, obwohl die betroffenen Menschen inzwischen viel mehr verlangen. Das Land mit der größten weißen Bevölkerung, Angola, wird am schwierigsten zu »entkolonisieren« sein. Die Weißen haben dort eine neue politische Partei gegründet.

Die PCP hat ein Flugblatt verteilt. Auch sie fordern Dinge, die die Junta sowieso schon versprochen hat. Von einem Klassenansatz keine Spur. Die PCP ist ein Anhängsel der MFA und die MFA das Sprachrohr der liberalen Bourgeoisie.

Tag 6: Dienstag, 30. April

Wie sich eine veränderte politische Situation auf die eigenen Freunde auswirken kann! Nicht alle bewegen sich im gleichen Tempo. Was in der Opposition gegen den Faschismus noch verbindend wirken konnte, wird plötzlich irrelevant. Eine neue Situation ist entstanden.

Ich rufe E. an und wir planen den Abend. Nachmittags erledige ich die liegengebliebene Arbeit, denn in den nächsten Tagen werde ich kaum Zeit dafür haben.

Ich lese Zeitung. Studenten und Arbeiter haben die wichtigsten Büros des alten Regimes besetzt. Ein ehemaliger Minister wurde verhaftet, weil er 80 Millionen Escudos von der Bank abgehoben hat. Die Faschisten fliehen weiterhin und werden verfolgt.

Alle möglichen politischen Gruppen, auch die PS, veröffentlichen jetzt Manifeste. Ich finde das schön und schrecklich zugleich. Schön, weil viele dieser Gruppen noch vor wenigen Tagen für die Öffentlichkeit nicht existiert hatten. Wer nie in einem faschistischen Land gelebt hat, wird kaum verstehen, was das Fehlen einer freien Presse wirklich bedeutet. Arbeiter streiken, jemand wird bei einer Demonstration getötet, zwanzig Personen werden als »Terroristen« verhaftet – und in der Zeitung findet sich dazu allenfalls eine kleine abfällige Bemerkung irgendwo im Innenteil. Die meisten nicht-faschistischen

kapitalistischen Länder dulden eine Art »Untergrundpresse«, auch wenn sie schikaniert und kaum beachtet wird. In Portugal hatte es nicht einmal das gegeben. Jetzt können sich plötzlich alle frei äußern; Menschen, deren Stimme über Jahrzehnte unterdrückt wurde, begreifen allmählich, dass sie sprechen können.

Aber die vielen Manifeste sind auch schrecklich, weil die Forderungen so konservativ ausfallen. Alle etablierten Parteien sind von den Ereignissen überrollt worden und nicht in der Lage, sich der neuen Situation zu stellen. Die Forderungen der sozialistischen und kommunistischen Parteien sind längst im Programm der Junta verankert. Es besteht die Chance, Jahrhunderte zu überspringen, und diese Leute wollen nur einen Zentimeter vorwärts kriechen. Es besteht die Möglichkeit, den Vorhang ein für alle Mal zu lüften, aber die Leute wollen ihn nur einen kleinen Spalt zur Seite ziehen. Die Arbeiter sind ihnen weit voraus und fordern einen Mindestlohn und eine ganze Reihe anderer »praktischer« Dinge.

Das Manifest der PS ist offensiv, aber dennoch reformistisch. Unter dem Titel »Aus der Klandestinität heraus« werden die Hauptziele umrissen:

- 1) Schluss mit den Kolonialkriegen. Sofortiger Waffenstillstand. Verhandlungen mit der Regierung von Guinea-Bissau und mit den Befreiungsbewegungen in Angola und Mosambik.
- 2) Sofortige Amnestie für alle Deserteure und Wehrdienstverweigerer.
- 3) Freilassung aller politischen Gefangenen in den Kolonien.
- 4) Wahlrecht ab 18 Jahren.
- 5) Sofortige allgemeine Wahlen für ein demokratisches Parlament.
- 6) Absetzung aller direkt an der vorherigen Regierung beteiligten Personen.
- 7) Bekämpfung der Monopole und Zerschlagung der Konzerne.
- 8) Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu allen Ländern.

Das ist die »radikalste« Position, die bisher im bürgerlichen Lager vertreten wurde. Verglichen mit der PCP scheint das Programm der PS aufrichtiger, bewusster und weniger manipulativ, ja sogar weniger parteipolitisch zu sein. Das Manifest ist mit keinem Namen unterzeichnet, sondern das Ergebnis langer Sitzungen im Laufe des Sonntags.

Die Kommunisten werben bereits um Wählerstimmen und versuchen gleichzeitig, es allen Teilen der Bevölkerung recht zu machen. Sie müssen radikaler sein. Die PS hat zumindest, wenn auch opportunistisch, einige für das Leben der Arbeiterklasse relevante Forderungen aufgestellt. Aber die Menschen haben viele Vorbehalte gegenüber ihrem Vorsitzenden Mário Soares. Er ist der bürgerliche Politiker schlechthin, ein Mitglied der »Zweiten Internationale«, ein Freund von Harold Wilson und Mitterrand, von Brandt und Indira Gandhi, genau jenen Pseudosozialisten, die keine Gelegenheit auslassen, die Unterdrückung anderer zur Selbstdarstellung zu nutzen. Derweil versucht der PCP-Vorsitzende Álvaro Cunhal, die Parteilinie mit allen erdenklichen Mitteln durchzusetzen. Soares dreht sich mit dem Wind, findet Freunde und benutzt sie; er nutzt überhaupt alles, was ihm irgendwie hilft. Cunhal war bei seiner Ankunft am Flughafen verdienstermaßen als Held empfangen worden. Die 1921 von Anhängern der Bolschewiki gegründete PCP war 1941 von der damaligen Geheimpolizei, der sogenannten »Polizei zur Überwachung und Verteidigung des Staates«, zerschlagen worden. In den darauffolgenden Jahren wurde die Partei langsam wiederaufgebaut. Cunhal war 1949 verhaftet und gefoltert worden. 1951 floh er mit anderen aus dem Hochsicherheitsgefängnis in Peniche und ließ sich schließlich in Russland nieder. Tausende wurden des Landes verwiesen. Viele kommen jetzt zurück. Soares und Cunhal sind nur die Spitze eines riesigen Eisbergs.

Auf dem Weg in die Stadt komme ich am Haus von E. vorbei, gerate aber in einen Stau; auch so etwas passiert weiterhin, Revolution hin oder her. Ich lese Zeitung. Die CDL hat das Hauptquartier der alten Jugendorganisation »Moçidade Português« übernommen, die auch als »Grünhemden« be-

kannt sind. Unterdessen hat die Junta Gesetze über die Ausfuhr von Geld und Edelmetallen erlassen. Aber im Großen und Ganzen scheinen sie Angst zu haben. Sie warnen vor Provokateuren:

Die derzeitige Situation ist kritisch. Es ist immer noch nicht gelungen, bestimmte Elemente unter Kontrolle zu bringen, die die Situation ausnutzen werden, um Unruhe zu stiften. Wir rufen dazu auf, während der Feierlichkeiten am 1. Mai größtmögliche Ruhe zu bewahren, alles andere würde die Revolution gefährden.

Die Junta kann unmöglich alle und alles überwachen. Viele Gefangene sind entlassen worden, aber wie viele genau, das weiß niemand. Die Behörden fordern ehemalige politische Gefangene, die noch nicht offiziell identifiziert worden sind, dazu auf, sich bei den zuständigen Stellen Ausweispapiere ausstellen zu lassen. In einer größeren Versammlung von Universitätsstudenten wurde beschlossen, die vom faschistischen Regime errichtete Statue zur Ehre der portugiesischen Frauen abzureißen und an ihrer Stelle dem 1954 von der Nationalgarde ermordeten Bauernmädchen Catarina Eufémia ein Denkmal zu setzen. Die Statue wird beseitigt und durch eine schlichte Tafel ersetzt.

Wir machen uns immer noch Gedanken über den morgigen 1. Mai. Ich komme am Supermarkt vorbei und versuche Sprühdosen aufzutreiben. Es gibt keine. Schließlich finde ich welche in einem Geschäft für Künstlerbedarf. Die Werkzeuge der Kultur, ob revolutionär oder nicht, bleiben in den Händen der Mittelschicht.

Ich treffe M., die wegen ihrer Kolleginnen und Kollegen extrem niedergeschlagen ist. Es sprudelt nur so aus uns heraus und wir sprechen darüber, wie wir uns seit unserem letzten Treffen gefühlt haben. Wir erwähnen Aktionen von Gruppen und Leuten, mit denen wir geredet haben. Wir gehen in eine alte Tasca, die früher ein marxistisch-leninistisches Studentenlokal war. Es ist schon nach Mitternacht, aber niemand

ist dort, wo er eigentlich sein sollte. Wir hoffen, dass die anderen draußen unterwegs sind, Transparente malen und mit anderen Gruppen zusammenarbeiten. Wir fühlen uns hilflos. Es scheint lächerlich, dass zwei Ausländer versuchen, irgendetwas allein hinzubekommen. Wir sind leicht angetrunken. Aus unserer Niedergeschlagenheit wird Ungeduld und Wut und wir gehen raus und sprühen selbst etwas an die Wände. Wir entscheiden uns für den Standardslogan »Schluss mit dem Kolonialkrieg«, fügen aber noch ein Graffiti hinzu, das wir uns spontan ausgedacht haben. Wir tun es für uns, unserer eigenen Hilflosigkeit wegen, unseres Wunsches wegen, Teil der großen Bewegung zu sein, die bereits in vollem Gange ist. Und wir fühlen uns gut. Die Leute gehen vorbei und grüßen uns mit geballter Faust. Aber wir haben auch Angst. Ich schreibe eine längere Parole. Nach der Hälfte gerate ich in Panik und schreie M. zu: »Wie buchstabiert man ›Revolution‹ auf portugiesisch?« M. lacht laut auf, ihre Freude ist sehr echt.

Tag 7: Mittwoch, 1. Mai

So etwas haben wir noch nie gesehen. Ganz Lissabon ist auf den Beinen und man spürt die starken Emotionen. Den ganzen Morgen über wurde im Radio zu »Ruhe und Anstand« aufgerufen. Angeblich haben die Herrschenden Angst vor den Rechten, eine berechtigte Angst, denn es sind immer noch etwa zwanzigtausend PIDE-Agenten auf freiem Fuß. Aber wir haben das Gefühl, dass sie sich auch vor den Linken fürchten. Wir stehen an der Ecke der U-Bahnstation Alameda und versuchen alles aufzusaugen: den Lärm, den Geist, die Freude, die nun in Strömen ausbricht, nachdem sie ein halbes Jahrhundert aufgestaut wurde. Wie verabredet, treffen wir einige Freunde.

Heute ist der Tag der Arbeit und ganz Lissabon ist hier. Lastwagen, die offensichtlich für diesen Tag ausgeliehen wurden, sind vollgepackt mit Menschen, die aus den umliegenden Städten und Vororten kommen. »Niemand hat uns für's De-

monstrieren bezahlt«, steht auf einem Transparent, eine klare Anspielung auf die Praktiken des vorherigen Regimes. Ich bin so gerührt, dass ich weinen könnte. Andere tun das bereits. Den ganzen Tag ziehen wir durch die Straßen, gehen unter in einer Menschenmenge von einer halben Million. Überall Blumen, Nelken. Entlang des Weges bieten Leute den Demonstranten von ihren Fenstern aus Wasser an.

Wir begeben uns zum »Stadion des 1. Mai«, wie es neuerdings heißt. Zehntausende befinden sich drinnen und nochmal Tausende davor, die versuchen hineinzukommen. Auf der Rednertribüne die zu erwartenden Politiker: Cunhal, Soares und die Gewerkschaftsvorsitzenden. Die Reden beginnen. Hammer und Sichel wehen in der Luft, als Cunhal spricht. Soares wird von der Menge herzlich empfangen. Die Reden aber sind deprimierend reformistisch und opportunistisch. Die eigentliche Auseinandersetzung findet draußen auf der Straße statt: Die Arbeiter erklären sich gegenseitig, was *auto-gestão* (Selbstverwaltung) bedeutet oder bedeuten könnte.

Wir brechen auf und fahren in Richtung Rossio. Die Metro ist das einzige Verkehrsmittel, das am 1. Mai noch fährt. Die Züge bestehen jeweils aus zwei Waggons, mehr können nicht angehängt werden, da einige Stationen beim Bau nur auf diese Länge ausgelegt wurden – selbst 1973 noch. Wir quetschen uns hinein wie portugiesische Sardinien. Am Rossio angekommen, bietet sich uns ein Bild, das jeder Beschreibung spottet.

Die Kapelle der Matrosen ist dort, irgendwie sind sie in die Demonstration der Maoisten und Trotzlisten geraten. Hier versammelt sich die sogenannte radikale Linke. Aber es ist wie überall in der Stadt: Es gibt einfach keinen Raum, buchstäblich keinen Platz, für Sektierertum.

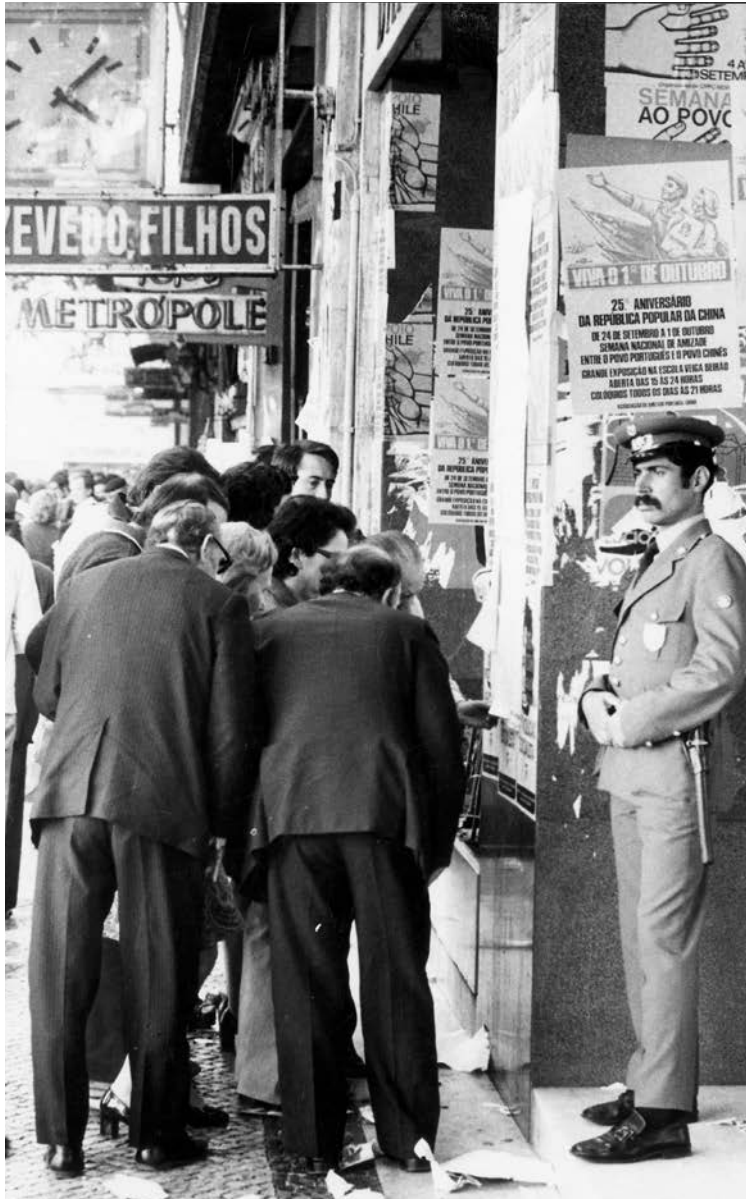
Junge Arbeiter tanzen zur Musik. Polizeiautos fahren mit Demonstranten auf dem Dach vorbei. Ein Busfahrer hupt im Rhythmus mit den anderen Geräuschen des Platzes. Schwer zu sagen, wo er letztlich ankommen wird – denn er fährt in die entgegengesetzte Richtung des Fahrtziels, das vorne am Bus steht. Die Türen aller Busse sind geöffnet, aus allen Fenstern hängen Fahnen. Eine Gruppe Jugendlicher zieht vorbei,

»Die Gringos des Samba«, wie es auf ihrem Transparent heißt. Ihre lateinamerikanische Musik ist sehr mitreißend. Mehr Leute fangen an zu tanzen. Eine Gruppe Studenten geht vorbei und ruft »O povo armado jamais será vencido« (»Ein bewaffnetes Volk wird niemals besiegt werden«). Die Leute lachen über diese subversive Variante der »offiziellen« Parole. Das ganze Treiben ist verwirrend und chaotisch. Die Menschen jubeln über alles und jeden. Jemand ruft »Viva Spínola, viva o comunismo!«.

Wir gehen zu ein paar jungen Sängern nach Hause, deren Lieder verboten waren. Ihre Platten wurden zensiert und nur selten im Radio gespielt. Alle trinken. Eine Gesangssession entspinnt sich und nach einer Stunde bewegt sich die Runde zurück zum Rossio. Wir bleiben dort bis 3 Uhr morgens auf dem Pflaster sitzen, singen und beobachten die Leute, die ins eiskalte Wasser des Brunnens springen. Erschöpft entschlief ich mich, nach Hause zu gehen.

Diesen 1. Mai werde ich nie vergessen. Der Lärm, dieser Lärm dröhnt noch immer in meinen Ohren. Das Hupen vor Freude, das Gejohle, die Parolen, das Singen und Tanzen. Nach 48 Jahren der Unterdrückung scheinen die Türen zur Revolution wieder offen zu stehen. Ein einziger Tag hat wieder alles ins rechte Licht gerückt: Nichts ist gottgegeben, alles ist menschengemacht. Und diese Menschen können ihr Elend und ihre Probleme jetzt im historischen Zusammenhang sehen. Wie kann man mit Worten beschreiben, dass in einer Stadt mit einer Million Einwohnern sechshunderttausend Menschen demonstrieren? Wie kann man die Wirkung der Nelken überall beschreiben, in den Gewehrläufen, auf jedem Panzer und hinter jedem Ohr, in den Händen von Soldaten wie von Demonstranten? Es ist der Höhepunkt einer Woche voller hektischer, sich überschlagender Ereignisse. Die arbeitenden Menschen haben der Situation einen unauslöschlichen Stempel aufgeprägt. Die Forderung nach Sozialismus wird laut, dazu haben die Massen einfacher Menschen beigetragen. Was mit einem Militärputsch begann, nimmt nun neue Dimensionen an. Die Junta ist immer noch an der Macht, aber

den Ton gibt das Volk an, besonders die Arbeiterklasse. Erst eine Woche ist vergangen, auch wenn es sich bereits wie viele Monate anfühlt. Jede Stunde wurde in vollen Zügen gelebt. Es fällt schon jetzt nicht leicht, sich daran zu erinnern, wie die Zeitungen zuvor aussahen oder was die Menschen damals gesagt hatten. Hat es die Revolution nicht schon immer gegeben?



Menschen lesen am 28. September 1974 eine Wandzeitung, da kaum Zeitungen erschienen und es an Informationen mangelte